



Thomas Meyer
*Verschiedene
Arten von
Warten*

Diogenes

Das Warten auf die Heilung der Wunden

Der Zeit, also dem Warten, wird die Fähigkeit zugesprochen, alle Wunden zu heilen. Wer aber einen geliebten Menschen verloren hat, im schlimmsten Fall sein Kind, durch Krankheit, Unglück oder dessen eigenes fatales Zutun, oder wer körperliche oder seelische Gewalt erfahren musste, der stellt immer wieder fest, dass es Verletzungen gibt, die schlicht zu tief gegangen sind, um von der Zeit erreicht zu werden. Dann genügt die leiseste Erinnerung oder eine zufällige Ähnlichkeit im Verhalten oder Aussehen von jemandem, um das einst Erlebte und Verdrängte wieder aus der Tiefe emporzuheben und in alter Grausamkeit erstrahlen zu lassen. Dann werden der Barkeeper, der einem das Bier hinstellt, und der Mann, der einen Jahre zuvor vergewaltigt hat, zu ein und derselben Person, bloß weil sie das Haar gleich tragen. Dann wird die krakeelende Säuferin im Bus zur eigenen betrunkenen Mutter und man selbst wieder zum Kind.

Die Zeit ist ein lose haftendes Pflaster. Zu warten, dass sie die Wunden heilt, die sie überdeckt, ist arglos. Sie kann das nicht. Wunden heilen, indem man sie anerkennt. Indem man nicht einfach mit zusammengepressten Zähnen weitermarschiert, sondern sich hinsetzt und sich die Sache und vor allem deren Ausmaß einmal genau anschaut: *Was ist da genau passiert? Was hat das mit mir gemacht?*

Es geht nicht um den Täter und seine Tat, sondern darum, dass man etwas Traumatisches erlebt und einen kapitalen Knacks davongetragen hat, der bis heute das Denken, das Empfinden und das Handeln prägt, vor allem aber den Selbstwert. Es geht darum, dass dieser defekt ist.

Man soll seine Wunde nicht betrachten wie ein Polizist oder ein Richter, die ermitteln wollen, wer sie verursacht hat und wie er dafür zu bestrafen sei. Das führt nur zu Hass, und die Schuldigen sind ohnehin mit sich selbst gestraft. Man soll vielmehr die Position eines Arztes einnehmen, der nüchtern prüft, was genau beschädigt worden ist und inwiefern es seither die Existenz beeinträchtigt.

Mir ist (Erlebnis) zugestoßen, darum fällt mir (Fähigkeit) heute schwer – so könnte der Befund lauten, und je ehrlicher er ausfällt, umso geringer wird der Anspruch, so zu tun, als wäre man intakt wie ein Auto, das frisch aus der Fabrik rollt, und umso weniger wartet man darauf, sich endlich wieder so zu fühlen: unversehrt. Das ist sowieso keiner.

Das Warten auf Inspiration

Das arme Segelboot! So oft hat es schon für Analogien herhalten müssen, und nun wird es schon wieder herbeibemüht; von einem, der es wirklich besser wissen müsste: dem Autor. Aber dieses Vehikel vermag dessen Arbeit halt famos zu illustrieren. Bald weht nämlich der Wind der Inspiration und treibt sein Schaffen unaufhaltsam voran, bald aber herrscht schöpferische Flaute, und der Autor muss zum Ruder greifen, will er nicht sinnlos dahindümpeln, sondern sein Ziel erreichen, das fertige Werk. Er kann nicht auf die Rückkehr der Inspiration warten, denn die kommt und geht, wie es ihr gefällt, und bleibt mal lange und mal kurz, wie eine junge Frau. Der Autor muss sich dessen ungeachtet jeden Morgen an seinen Tisch setzen und fleißig sein. Und Fleiß ist nicht so sexy. Fleiß ist ziemlich bieder.

Fleiß findet, es werde gearbeitet, ob die Muse nun zugegen sei oder nicht, und zwar ab fünf Uhr morgens. Fleiß nimmt dem Autor das Smartphone weg und schaltet es in den Flugmodus – *Fleißmodus*, wie er es nennt. Fleiß verlangt, dass der Autor ein bereits mehrfach umgeschriebenes Kapitel abermals umschreibe, weil es sich immer noch nicht gut genug lese. Man verstehe wohl, was gemeint sei, aber das sei ein Argument der Faulen. Wem es ernst sei mit seiner Arbeit, der bemühe sich nicht nur um Verständlichkeit, sondern auch um Anmut. Sonst hätte Michelangelo Buonarrotti damals ja auch Hammer und Meißel weglegen können, kaum hätten seine Statuen auch nur im Entferntesten wie Menschen ausgesehen – war ja klar, was er gemeint hat! Und wir könnten uns auch einfach gegenseitig das Zeug aus den Händen reißen, anstatt *bitte* und *danke* zu sagen – ist ja klar, was gemeint ist! Fleiß verachtet solche Anspruchslosigkeiten.

Nachdem er sich wieder beruhigt hat, nötigt er den Autor, ein neues Kapitel zu beginnen. Doch dieses gerät voller uninspirierter und neunmalkluger Sätze, für die sich der Autor ohrfeigen möchte. Fleiß liest sie und bezeichnet sie als in der Tat reizlos, aber notwendig, um sie wieder streichen und durch bessere ersetzen zu können. Oder einfach nur streichen, haha. Das ist sein Humor.

Was übrig bleibt, legt er dem Autor immer wieder vor, in der Badewanne, auf der Toilette, bis der es zweihundert Mal durchgelesen und von allem befreit hat, das nicht gut gesagt ist. Fleiß lässt ihm kaum eine ruhige Minute. Wo der Autor hinget, steht Fleiß schon da und streckt ihm das Manuskript entgegen. Wirft der Autor ihm vor, nie zufrieden sein zu können, entgegnet er: »Doch, sobald du fertig bist. Schau mal, hier, da schreibst du im selben Absatz dreimal ›erklären‹ – ich muss doch sehr bitten!«

Fleiß führt sich auf wie ein Feldweibel aus dem achtzehnten Jahrhundert, der alles tadelt, was nicht in Reih und Glied steht. Keiner mag ihn. Aber er ist es, der aus *Ich würde gern* und *Man könnte doch* Bücher, Filme, Gemälde, Skulpturen, Fotografien und Plattenalben macht. Und nichts davon ist ein Zeugnis des Wartens auf Inspiration.

Das Warten auf die Vollendung des Textes

1. Man überlegt sich, was man sagen möchte. Und ob es überhaupt gesagt werden muss. Viele Texte hören hier schon wieder auf. Viele leider nicht.
2. Man schreibt es nieder. Der Text ähnelt danach bereits einem vollendeten Werk. Viele Formulierungen sind trefflich geraten, einige betören einen geradezu. Aber man weiß es besser.
3. Man legt den Text weg, trinkt einen Tee, räumt die Wohnung auf und bereitet seinem Sohn ein Abendmahl, das jedoch mit einem knappen Blick verschmährt wird.
4. Man erklärt dem Sohn, dass man nicht einfach in einen Teller gucken und sagen könne, was da drin liege, schmecke einem nicht, zumal Papa sich Mühe gegeben habe. Und eingekauft. Und Texte geschrieben, mit deren Lohn der Einkauf möglich geworden sei. Der Sohn guckt beeindruckt, macht aber keinerlei Anstalten, sich an den Tisch zu setzen, und verkündet, dies sei leider davon abhängig, dass er beim Essen auf dem iPad Trickfilme gucken könne. Schon holt man tief Luft, um die natürliche Trennung von Netflix und Nahrungsaufnahme zu artikulieren, da fällt einem ein, dass man selbst sehr gern Serien schaut beim Essen. Na gut, sagt man, dann hol das Ding halt. Der Sohn freut sich, rennt davon und kehrt mit dem iPad zurück. Immerhin schaut er schlaue Trickfilme: Später wird er einem erklären, dass Viren im Körper von den T-Helferzellen bekämpft würden.
5. Der Sohn schläft, das Geschirr ist gespült. Man setzt sich an den Schreibtisch, holt den Text erneut hervor und liest ihn durch. Ach, es ist wieder viel Mist geschrieben worden heute. Erst, wenn man ein wenig gewartet hat, sieht man es. Man flucht, nimmt einige Verbesserungen vor und legt sich schlafen.
6. Fleiß hat einen früh aus dem Bett gescheucht. Es ist noch dunkel. Der Geist ist leicht. Die Finger fliegen über die Tastatur. Es ist die beste Zeit des Tages. Irgendwann macht es »tap, tap, tap«. Es sind die Füßlein des Sohnes. Er klettert auf den Schoß. Statt »guten Morgen« sagt er »iPad«.
7. Der Sohn ist in der Schule. Man begegnet dem Werk abermals, nun auf mikroskopischer Ebene. Nach langem Hin und Her macht man aus einem Satz derer zwei und bemitleidet etwa den Fotografen, der für solch minimale Änderungen einen neuen Abzug machen muss, und erst recht den Bildhauer Michelangelo, der sich seinerzeit lange und genau überlegen musste, wo er noch etwas Winziges wegschlagen sollte, weil er es nicht mehr anfügen konnte, im Gegensatz zum Autor, der den Punkt nun doch wieder löscht und erneut ein Komma setzt, in der tiefen Überzeugung, damit entscheidend zum Wohlbefinden der Nachwelt beigetragen zu haben.
8. Der Sohn ist zurück. Die Wohnung sieht ja schon wieder aus. Aber was will man

sagen? Man steigt selbst ja auch einfach aus den Schuhen und läuft davon, indem man die Jacke zu Boden fallen lässt. Der Sohn trägt nicht nur denselben Nachnamen, er ist einem auch sonst ziemlich ähnlich. Am Abend liegen zwei Hosen direkt vor der Toilette. Eine große und eine kleine. Ein Mann und sein Kind haben sich erleichtert und laufen seither in Unterhosen herum.

9. Das Werk begutachten und entscheiden, es sei das Übelste, was man je hervorgebracht hat. Das Werk und sich selbst mit dramatischen Worten niedermachen. Abgabetermin verschieben. Sich überlegen, was man mit seinem Leben sonst noch anstellen könnte. Merken, dass man nicht dafür geschaffen ist, mit anderen Menschen zusammenzuarbeiten, und sich in der Folge nur jener Beruf für einen eignet, dem man bereits nachgeht.
10. Ausübung eines Hobbys, namentlich des Musizierens. Jeder braucht ein Hobby. Leute, die keines haben, sind höchst suspekt. Wofür interessieren sie sich eigentlich? Für nichts außer für ihr Smartphone. Und die Möglichkeit, damit gehässige Kommentare zu verfassen. Das ist das Hobby von Menschen, die kein Hobby haben.
11. Erneute, durch die Abwertung ernüchterte und durch das Hobby besänftigte Annäherung an den Text. Aufspüren dessen restlicher Schwächen, die nun, in einem ekstatischen letzten Akt, behoben werden. Speichern und versenden. Unverzüglicher Beginn des Wartens auf Anerkennung. Feststellung, dass auch dies ein Dämon ist. Erkennen der Komödie dahinter. Entfernen der Abziehbilder, die der Sohn heimlich am Esstisch angebracht hat.